

Billig-Rosen: Afrikaner zahlen mit ihrer Gesundheit

Anmoderation

Anja Reschke:

Wenn man dieser Tage von Kenia hört, dann sieht man sie vor sich: Die endlosen Flüchtlingsströme, die ausgedörrten Menschen, die sich mit letzter Kraft in die Flüchtlingslager in Dadaab schleppen. Die Dürre, die Wasserknappheit in Afrika. Unvorstellbar, dass im gleichen Land, ein paar hundert Kilometer weiter, die Landschaften blühen. Und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Sie blühen nicht für Afrika, sondern für Europa. Auf riesigen Farmen werden Millionen von Rosen gezüchtet. Billigrosen, wie Sie sie auch in Deutschland in vielen Supermärkten kaufen können. Unter welchen Bedingungen diese Rosen produziert werden zeigt Michael Richter.

Jeder kann sie finden, doch filmen dürfen wir sie nicht: Unübersehbar die Billigrosen beim Discounter, grob 10 Cent pro Stück, 1 Euro 99 das Bund.

Wie können Rosen so billig produziert werden? Schon die Frage scheint verboten - jedenfalls keine Antwort von Discountern wie Lidl. Und die Kunden sind zufrieden.

O-Töne

Käuferin:

„1,99 ist okay, das ist günstig, ja.“

Käufer:

„Das ist ein super Preis. Finde ich. Wo kriegt man das sonst?“

Mit deutschen Löhnen und hiesigem Arbeitsschutz sind diese Preise wohl kaum möglich. Woher kommen die Rosen dann? Unsere Recherchen führen uns nach Kenia, eines der wichtigsten Rosenanbauländer.

Am Naivashasee leben inzwischen eine halbe Million Menschen vom Rosenanbau. Immerhin jede dritte Schnittblume, die in Europa verkauft wird, stammt aus dieser Region.

Die „Karuturi-Farm“ – in Wirklichkeit eher eine Fabrik. Nach eigenen Angaben ist der Karuturi-Konzern weltgrößter Rosenproduzent. Hier arbeiten über 3000 Menschen. Besuchern der Farm präsentiert man einen gütigen weißen Chef und glückliche afrikanische Arbeiter.

Während der Chef seinen Geschäftskollegen den Betrieb zeigt, können wir Aufnahmen von den Gewächshäusern machen.

Obwohl Chemikalien gesprüht werden, arbeiten die Angestellten weiter, offenbar ohne jeden Atem-Schutz. Sowas wäre in Deutschland unvorstellbar.

Hier werden Pestizide gesprüht. Diese Pflanzengifte gibt es in vier Gefahrenstufen. Substanzen der Klasse 1 gelten als akut lebensgefährlich. Der Chef bestätigt erstmal: Klasse 4 wird eingesetzt.

O-Töne

Panorama: "Welche Pestizide benutzen Sie?"

Rob Pol, Manager Karuturi-Farm: „Es gibt vier Klassen von Chemikalien, Klasse 1 ist am giftigsten, Klasse 4 am ungefährlichsten. Wir nutzen nur die ungefährlichsten Chemikalien.“

Panorama: „Also nur Klasse 4?“

Rob Pol, Manager Karuturi-Farm: „Ja, das stimmt, gegenwärtig nur Klasse 4.“

Wir zeigen die Bilder Gertrud Falk von der Hilfsorganisation FIAN. Seit Jahren kämpft sie für bessere Bedingungen auf den Blumenplantagen. Dürfen Arbeiter beim Sprühen dieser Pestizide in den Gewächshäusern sein?

O-Ton

Gertrud Falk,

Hilfsorganisation FIAN:

„Auch wenn ein Pestizid Stufe 4 gesprüht wird, darf kein anderer Arbeiter ungeschützt im Gewächshaus sich aufhalten. Das heißt, es ist eine grobe Fahrlässigkeit des Managements.“

Unsere Bilder geben Anlass für einen noch schlimmeren Verdacht: Laut dieses Schildes könnte auch ein Pestizid der gefährlicheren Klasse 2 verwendet worden sein. Erstaunliche Erklärung:

O-Ton

Rob Pol,

Manager Karuturi-Farm:

„Wir wollen verhindern, dass die Leute zu früh nach dem Sprühen wieder in die Halle gehen. Also schreiben wir eine höhere Gefahrenklasse auf die Schilder. Selbst wenn wir nur ein Pestizid der Klasse 4 sprühen, verlangen wir von den Arbeitern sich zu verhalten, als wenn wir ein Pestizid der Klasse 1 oder 2 gesprüht hätten.“

Hier wohnen die Rosenarbeiter - eine Siedlung am Naivashasee. Wir treffen einen Mann, der nach eigenen Angaben seit Jahren Chemikalien bei Karuturi sprüht. Er will anonym bleiben. Sein Job wäre sonst in Gefahr.

O-Ton

Arbeiter:

„Manche von uns nehmen stark ab und denken dann, dass sie AIDS haben. Aber es sind die Pestizide. Wir sprühen jeden Tag neun Stunden lang, zwischendurch gibt es nur eine Pause. Und die ganze Zeit ernten die Frauen ein paar Meter weiter die Blumen. Da ist es kein Wunder, wenn immer wieder Kollegen von uns krank werden.“

Er zieht seinen Schutzanzug unter dem Bett hervor. Eine einfache Regenjacke. Er nimmt sie jeden Tag mit nach Hause - voller Chemikalien. Er sagt, dass die Qualität schlecht sei und man die Chemikalien bis auf die Haut spüre. Nicht einmal der Reißverschluss funktioniert.

Am Schutz für die Arbeiter wird offenbar gespart. Und erst recht an den Löhnen.

O-Töne

Panorama: "Wie viel bekommen die Arbeiter bei Ihnen im Monat?"

Rob Pol, Manager Karuturi-Farm: „ Sie meinen Lohn? Wollen Sie das wirklich wissen? Ist das eine gute Frage? Es kommt darauf an, wie lange die Leute hier arbeiten und ob sie einfache Arbeiter sind oder Vorarbeiter. Das kann von umgerechnet 45 Euro im Monat bis hin zu 370 Euro gehen. Das hängt von der Art der Arbeit ab.“

Die Arbeiter erzählen uns von nur 30 Euro im Monat.
Geld sparen beim Lohn – auch ein deutsches Unternehmen in Kenia profitiert davon.
Rosenzüchter Kordes verteidigt niedrige Löhne.

O-Ton

John Kordes,

Kordes Rosen:

„Man kann nicht einfach die Löhne verdoppeln, die Kosten die würden dann so stark steigen und die Leute, die würden auch nicht, sag ich mal dieses Geld nehmen, um das zur Seite zu packen, das würden sie auch ausgeben.“

Hungerlöhne, weil die Arbeiter mit mehr Geld nicht umgehen können?

Wir verfolgen eine Lieferung der Karuturi Rosen. Viele davon gehen nach Deutschland, offenbar zu verschiedenen Discountern. Und tatsächlich, diese Lieferung endet in einer Lidl-Filiale in Hamburg. Nun haben wir den Beweis, die Rosen hier kommen von der Karuturi-Farm. Ein Interview dazu gibt Lidl nicht.

Und auch andere Discounter wollen uns nichts zu ihren Billigrosen sagen.

Wieso auch? Solange genug Kunden sie kaufen, haben die Discounter keine Sorgen.
Die Arbeiter in Kenia sind ja weit genug weg.

Autoren: Michael Richter, Tamara Anthony

Schnitt: Henning Leible